

man das beinahe obszön. Aber ich kann verstehen, dass die Leute skeptisch waren. Wir waren von Finanzinvestoren beherrscht und hoch verschuldet. Wenn man es sich aussuchen kann, verkauft man ja keinen Nachrichtensender, angesichts des Ärgers in den Medien und der Politik. Aber wir konnten es uns nicht aussuchen.

SPIEGEL: Kann man mit Pharmavertrieblern anders umgehen als mit sensiblen Kreativ-Seelen?

Ebeling: Sagen wir mal so: In der Pharmabranche kann man mit Fakten in der Argumentation mehr gewinnen. Ein gewisser Hang zum Narzissmus, der bei Medienleuten hin und wieder anzutreffen ist, erhöht nicht gerade die Kritikfähigkeit. Aber ich habe hier nie gedacht: Was stellen die sich denn alle so an? Und anders, als man mir unterstellt, war mir von Anfang an klar, dass für Kreative noch etwas anderes zählt als Zahlen. Die Leute in unserer Branche sind ja zu Recht stolz auf sich: Wo hat man schon so viele motivierte Menschen, die so intelligent sind?

SPIEGEL: Eitel wollten Sie sagen.

Ebeling: Nein, eitle Menschen gibt es überall. Die Leute im Mediengewerbe sind schon ein Stück liebenswerter als in der Pharmaindustrie, lustiger auch. Die Weihnachtsfeier bei Novartis war immer um 23 Uhr zu Ende, bei ProSiebenSat.1 geht es bis morgens um fünf.

SPIEGEL: Ist das Mediengewerbe heute weniger selbstverliebt als vor sechs Jahren – dafür aber auch weniger glamourös?

Ebeling: Den großen Glamour habe ich persönlich nicht erlebt, da war der Bayerische Fernsehpreis schon das höchste der Gefühle. Und auch die Typen, die im Bentley-Cabrio vorgefahren kamen, hab ich nicht mehr kennengelernt. Ich glaube, dafür bin ich einfach zehn Jahre zu spät gekommen.

SPIEGEL: ProSiebenSat.1 ist inzwischen wahrscheinlich so effizient wie Novartis.

Ebeling: Unsere Flop-Rate ist zumindest geringer als in der Pharmabranche. Aber wenn bei Novartis um 10 Uhr ein Meeting angesetzt war, dann fing das um 10 Uhr an. Hier ging es um 10.15 Uhr los, als ich ankam. Inzwischen haben wir uns auf 10.05 Uhr vorgearbeitet. Und wenn ich persönlich auf etwas stolz bin, dann nicht darauf, dass ich bewiesen habe, dass ich es kann. Sondern darauf, dass ich hier Veränderungen durchgesetzt habe, ohne dass die Leute durchgedreht sind und ohne dass ich durchgedreht bin. Ich bin kein Superkontrollleur mehr, ich kann Dinge jetzt auch mal laufen lassen. Das ist für mich persönlich ein Sprung.

SPIEGEL: Was macht Erfolg mit Menschen?

Ebeling: Bei den Kreativen ist es so: Erfolg macht sie selbstsicher und mutig, Misserfolg plagt sie und macht sie ängstlich. Ich habe aber das Gefühl, dass Titel mehr mit Menschen machen als Erfolg. Nur weil

jemand ein Senior oder Vice President für irgendwas auf der Visitenkarte stehen hat, glaubt er, er sei ein anderer Mensch. Das erwischt selbst Leute, bei denen ich mir sicher war, dass sie locker bleiben.

SPIEGEL: Und wir sollen Ihnen jetzt glauben, dass es Ihnen da ganz anders geht.

Ebeling: Ich bin einfach nicht so. Mir geht es darum, das, was man macht, gut zu machen und erfolgreich zu sein. Ich bin aber keine Diva.

SPIEGEL: Im Management geht es immer um Macht. Können Sie Ferdinand Piëch verstehen, der den Machtkampf im Volkswagen-Konzern losgetreten hat?

Ebeling: Nein, das kann ich überhaupt nicht verstehen, und es ist mir wesensfremd. Dazu bin ich viel zu sehr getrieben von der Aufgabe.

SPIEGEL: Auch Herr Piëch würde von sich nicht sagen, dass er machtversessen ist, sondern dass es ihm um das Beste für Volkswagen geht.

Ebeling: Man darf nicht naiv sein, andere sollen einem nicht die Butter vom Brot nehmen, aber machiavellistische Machtspiele sind wirklich nicht meins.

SPIEGEL: Wie sieht es mit Geld aus? Sie haben gerade 23 Millionen Euro bekommen, einen Bonus, den die Finanzinvestoren bei ihrem Abschied verschenkt haben.

Ebeling: Geld hilft. Aber es hat mein Leben nicht total verändert. Ich bin da ganz einfach gestrickt. Solange ich das Gefühl habe, ich kann meine Familie damit gut versorgen, bin ich zufrieden.

SPIEGEL: Das können Sie schon lange.

Ebeling: Ganz ehrlich, einer, der meinen Job in Amerika macht, verdient vermutlich hundert Millionen im Jahr und mehr. Wenn Geld mein Antrieb wäre, hätte ich schon vor ein paar Jahren versucht, in die USA zu kommen.

SPIEGEL: Sie rauchen nicht, trinken grünen Tee und Detox-Spinat-Smoothies. Ist der Gesundheitstreck eine Spätfolge Ihrer Zeit in der Zigaretten- und Cola-Industrie?

Ebeling: Nein, diese Jobs sind einfach wahnsinnig anstrengend. Bei Novartis war ich ständig im Jetlag, ich hatte ein irres Schlafdefizit. Wir hatten kleine Kinder, am Wochenende wollte meine Familie auch mal etwas von mir haben. Da kann man nicht ungesund leben, das trägt einen aus der Kurve. Gerade in unserer Branche muss man als Führungskraft sieben Tage 24 Stunden lang on sein. Aber wenn man das ist, muss man auf der anderen Seite Sorge um sich tragen.

SPIEGEL: Gehen Sie noch jeden Morgen vor der Arbeit zum Boxen?

Ebeling: Das wird Sie jetzt enttäuschen, aber zum Boxen gehe ich nur noch alle zwei Wochen, man wird eben älter. Inzwischen mache ich morgens Yoga.

SPIEGEL: Herr Ebeling, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Mutter einer Mörderin

Zeitgeschichte Im Juli 1977 half die RAF-Terroristin Susanne Albrecht, den Bankier Jürgen Ponto zu töten. In einem ARD-Film äußert sich nun ihre Familie.

Susanne war immer etwas blasser als ihre Geschwister, sagt ihr Bruder. Sie war unспортlicher als die anderen. Und einsam.

Sie zog sich zurück, sagt die Mutter. Saß stundenlang in ihrem Zimmer, kam irgendwann nur noch zum Essen herunter. Es war schwierig.

Besuche bei Susannes Familie waren spannungsgeladen, sagt der Cousin. Bei Tisch musste man gerade sitzen. Das schwarze Klavier im Esszimmer durfte man nicht anfassen wegen der Tapser.

Jahrzehnte später holen die engsten Verwandten vor der Kamera ihre Erinnerungen hervor. Als müsste man nur lange genug stochern, um die Gründe zu finden, warum sich die Hamburger Anwaltstochter Susanne Albrecht der RAF anschloss – und letztlich eine Erklärung für die heimtückische Tat des 30. Juli 1977.

An jenem Tag erschlich Albrecht sich mit einem Rosenstrauß in der Hand Zutritt zur Villa von Jürgen Ponto, dem Vorstandssprecher der Dresdner Bank und engen Freund ihrer Familie, dort zückten ihre Begleiter Christian Klar und Brigitte Mohnhaupt ihre Waffen und töteten Ponto mit fünf Schüssen.

Die öffentliche Aufarbeitung des Verbrechens, die Susanne Albrecht verweigert, hat sich ihre jüngste Schwester zur Aufgabe gemacht: die Journalistin Julia Albrecht,



Mütter Christa, Tochter Julia Albrecht 2010

Pontos Patenkind, damals 13 Jahre alt. In einem Dokumentarfilm zeigt sie nun, wie die Tat bis heute ihrer Familie keine Ruhe lässt*. Verhandelt werden die Fragen nach Schuld und Verantwortung. Dass der Film keine gültigen Antworten liefert, ist keine Schwäche. Vielmehr macht es ihn zu einem Dokument der Hilflosigkeit, noch fast 40 Jahre nach dem Mord.

Den größten Raum nehmen die Gespräche mit der Mutter ein, Christa Albrecht, die sich erstmals öffentlich über ihre Tochter Susanne äußert; der Vater starb kurz vor Beginn der Dreharbeiten.

Die alte Dame sitzt dabei aufrecht und spricht fast druckreif. Als sie auf ihre Schwierigkeiten mit der pubertierenden Susanne zu sprechen kommt, wird ihr Hals trocken. „Komisch, dass ich jetzt gerade anfangen zu husten, nicht wahr?“ Acht Stunden lang hat Julia Albrecht sie interviewt. Am Ende ist es vor allem ein Film über die Mutter geworden – und zugleich das Vermächtnis der heute fast 90-Jährigen.

Die stärksten Szenen sind jene, in denen Julia Albrecht nicht als Journalistin spricht, sondern als Tochter. Wenn sie von der Mutter wissen will, warum sie und der Vater nicht stärker eingegriffen hätten, als die Schwester der Familie und bald der Gesellschaft entglitt, erinnert sie an längst erwachsene Kinder, die ihre Eltern nach deren Schweigen in der Nazizeit befragen.

Tatsächlich war es der Dokumentarfilm „2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß“, der sie inspirierte. Darin spürt der Sohn eines Kriegsverbrechers der Schuld nach, die der Vater im Nationalsozialismus auf sich geladen hat. Julia Albrecht sagt, der Film habe ihr klargemacht, dass es okay sei, sich öffentlich mit der eigenen Familiengeschichte auseinanderzusetzen.

Der Vorwurf, in Deutschland interessiere man sich nur für die Geschichte der RAF und nicht für die Opfer, greift hier

nicht. Dass Matthias Albrecht, der Bruder, im Film sagt, auch er sehe sich als Opfer, mag zunächst irritieren. Aber es zeigt, wie tief die Wunden sind. „Wenn du Angehöriger bist von jemandem, der erschossen wird, dann bist du ein Opfer in der ersten Liga, und alle kümmern sich um dich. Opfer zweiter Klasse ist was ganz, ganz Blödes, du bist zwar zum Opfer geworden, aber damit bleibst du selber hängen.“

Julia Albrechts Filmprojekt zog sich hin, denn die Mutter brauchte Zeit. Die Interviews mit ihr stammen bereits von 2010, erst drei Jahre später stimmte sie einer Veröffentlichung der Aufnahmen zu. Eine Ermutigung mag das Buch gewesen sein, das Julia Albrecht gemeinsam mit Corinna Ponto schrieb, der Tochter des Ermordeten.

Die Familien hatten seit 1977 keinen Kontakt mehr gehabt, bis Julia Albrecht einen Brief schrieb, der zu einem ersten Treffen der beiden führte. „Patentöchter“ nannten sie ihr Buch, denn Albrechts Vater war wiederum der Pate von Corinna Ponto gewesen. Anlässlich des Buchs äußerte sich die Witwe Irgens Ponto erstmals in einem Interview. Bei einer Lesung der Töchter sahen sie und Christa Albrecht sich wieder.

Vor der Kamera beantwortet Albrecht nun bereitwillig Fragen, die sie sich unendlich oft selbst gestellt haben mag. Das wirkt intimer, als es tatsächlich war, denn ihr gegenüber saß beim Interview nicht nur ihre Tochter, sondern auch deren Kofautorin Dagmar Gallenmüller, ein Kameramann und ein Tonmann.

Nur manchmal bricht Christa Albrecht aus der Rolle aus, sagt: „Ach, Julia, das weißt du doch, du bist doch auch dabei

gewesen.“ Einmal nennt sie sich selbst eine „dumme Kuh“, weil sie ihrer Tochter Susanne die Lüge geglaubt hatte, Sprengköpfe, die bei ihr gefunden wurden, seien Technik für Fernsehaufnahmen.

Hätten wir etwas ahnen müssen? Hätten wir die Tat verhindern können? Vermutlich sind es immer dieselben Gedanken, die Eltern eines Mörders umtreiben, ihr Leben lang und unabhängig von tatsächlicher Mitschuld. Die Eltern des Kopiloten Andreas Lubitz ebenso wie die der NSU-Mörder oder den Vater des Amokläufers von Winnenden. Bei ihm kam hinzu, dass die Mordwaffe aus seinem Besitz stammte, weswegen er auf Bewährung verurteilt wurde.

Auch Christa Albrecht wurde unwillentlich zur Tathelferin, als ihre Tochter Susanne sie an jenem Julitag 1977 von unterwegs anrief. Sie sei gerade auf der Rückreise aus Süddeutschland und würde gern bei den Pontos in Oberursel übernachten, ob sie ihren Besuch ankündigen könne? Freudig rief Christa Albrecht die Freunde an. Sie wählte Susanne auf dem Rückweg in die bürgerliche Welt.

Nach dem Mord an Ponto tauchte Susanne Albrecht unter. Erst 1990 wurde sie in Ostberlin entdeckt, in Stuttgart-Stammheim wurde ihr der Prozess gemacht. Nach Verbüßung einer Strafe lebt sie heute unter anderem Namen in Bremen. Am Film der Schwester wollte sie nicht mitwirken, ihren Anwalt ließ sie einen warnenden Brief schreiben. Julia Albrecht sagt: „Ich habe versucht, im Film die schmale Linie zu finden, um die Geschichte zu erzählen, ohne die Rechte und Wünsche Susannes zu verletzen.“

Stattdessen wird etwa aus den Protokollen von Susanne Albrechts Vernehmung zitiert. Vom Selbstmord eines Freundes ist die Rede, der zum endgültigen Bruch mit den Eltern führte. Sie habe „der Erwachsenenwelt“ die Schuld gegeben, so Susanne Albrecht. Und die Schuld an ihrem eigenen Verbrechen?

Julia Albrecht, damals noch ein Kind, sagt im Film: „Jahrelang fühlte es sich so an, als hätten wir als Familie uns mitschuldig gemacht.“

Matthias Albrecht, der Bruder, sagt: Die Eltern hätten „nicht so viel falsch gemacht, als dass man unbedingt Terrorist hätte werden können“.

Am Ende des Films zeigt Julia Albrecht der Mutter auf dem Notebook Aufnahmen eines Gesprächs, das sie 2007 geführt hatten. Es geht darum, ob sie sich mit ihrer Tochter Susanne versöhnen könne. „Nein“, sagt die Mutter, „ich will nicht mehr. Für mich ist es jetzt wirklich vorbei.“ Sie schaut auf das Notebook, hört ihre eigenen Worte, verwundert, fast entsetzt, und verzieht das Gesicht. „Man kann ja ein Kind nicht verstoßen.“ Das kann man nicht.“

Alexander Kühn

Personenfahndungsraster

Personen:	Aliasnamen:
Albrecht Susanne 1. 3. 1951 Hamburg	ALBRECHT, Susanna, 28. 4. 1949 Radolfzell FELGENDRESS, Susanne HEUSER, Felicia Maria, 31. 10. 1951 Nieuwer-Amster





Personenbeschreibung

Besondere Auffälligkeiten:	Muttermal links am Kinn, Augenlider wulstig, Leberfleck unter dem linken Auge, Sommersprossen, rechtes Auge erscheint kleiner
Größe:	176 cm
Gestalt:	schlank (ca. 55 kg)
Hare:	dunkelblond, braun
Augen:	grünbraun
Augenbrauen:	gebogen, dünn
Nase:	eingebogen
Mund:	klein, wulstige Lippen
Zähne:	vollständig
Beruf:	Studentin
Sprachen:	Englisch, Französisch
Eigenarten:	Nymphomanin, raucht Haaschisch, trägt bevorzugt Jeans und Clogs
Kenntnisse:	Pädagogik, gutes Organisationstalent
Ortskenntnisse:	Dänemark, Frankreich, Belgien, Niederlande, Luxemburg



Fahndungsraster Susanne Albrechts 1979
„Die Eltern haben nicht so viel falsch gemacht“

* „Die Folgen der Tat“; Das Erste, 27. Mai, 22.45 Uhr.